

Roman Bleistein SJ

Die Kirche in der mobilen Gesellschaft

Reflexionen zu Freizeit und Tourismus

Solange die Kirche in der Geschichte unterwegs ist, wird sie immer wieder durch den Zeitumbruch herausgefordert werden. Ein solcher durch die Industrialisierung bedingter Zeitumbruch stellt das moderne Phänomen der Freizeit dar, aus der sich vornehmlich die Mobilität des modernen Menschen ergibt. Man darf unterstellen, daß Freizeit und Mobilität den Menschen nicht nur äußerlich prägen, sondern auch seine innere Gestalt verändern, ihn zu einem „modernen Menschen“ machen. Sind dies keine Nebensächlichkeiten, dann wird diese mit dem Menschen pilgernde Kirche sich auf ihn einstellen müssen, wenn sie den Kontakt zu ihm nicht verlieren will. Das Gewicht der notwendigen Überlegungen wird unübersehbar, wenn man sich bewußt macht, daß weder die vierbändige Pastoraltheologie von Paul M. Zulehner trotz ihrer 1213 Seiten ein breites, entfaltetes Kapitel zum Thema Freizeit bietet, noch im „Thematischen Register“ des „Katechismus der Katholischen Kirche“ (1993) mit 2557 Nummern das Stichwort Freizeit zu finden ist. Beide Tatsachen bestätigen, daß Freizeit immer noch ein kirchliches „Unwort“ ist und daß sich seit der Pastoraltagung 1973 in Wien, die das Thema „Schöpferische Freizeit“ trug, nichts verändert hat¹. Wen wundert es, daß die Kirche trotz aller dogmatischer Identität am modernen Menschen vorbeizuleben scheint? Deshalb ist das Thema „Die Kirche in der mobilen Gesellschaft“ nicht nur ein aktuelles, sondern vor allem ein notwendiges Thema.

Der mobile Mensch

Selbst wenn heute in der Religionssoziologie die Moderne mit den Begriffen Individualisierung, Pluralisierung, Säkularisierung definiert wird, charakterisiert den modernen Menschen in seinem Selbstverständnis nichts treffender als sein neugewonnenes Verhältnis zu Arbeit und Freizeit und sein Anspruch auf Feierabend, langes Wochenende, tariflich gesicherten Jahresurlaub.

Der ausgedehnte *Feierabend* ergibt sich bereits aus der zeitlich geschrumpften Arbeitszeit. Sie sank von 2372 Stunden im Jahr 1950 auf 1680 Stunden im Jahr 1985². Man prognostizierte damals für das Jahr 2000 nur 1512 Stunden. Damit wäre ein Drittel der Arbeitszeit von 1950 inzwischen der Jahresfreizeit zugeschla-

gen worden. Ob man deshalb bereits von einer Freizeitgesellschaft sprechen kann, stellt ein gesamtgesellschaftliches Problem dar; denn die Arbeit ist anstrengender geworden, fordert mehr Ruhe und Erholung, und der Weg zur Arbeitsstätte nimmt auch einen Teil der Freizeit wieder weg. Demnach wächst vor allem die Halbfreizeit.

Der Feierabend wird zu 70 Prozent in der Wohnung oder in ihrer näheren Umgebung verbracht. Dort wirken die „drei F“ zusammen: Fernsehen, Flaschenbier, Filzpantoffel. Der geheime Drang in die eigenen vier Wände wird durch eine freizeitfeindliche Umwelt gefördert. Was bislang an Hinterhofbegrünung, Wohnspielstraßen, Straßenfesten und Revierparks entwickelt wurde, reicht nicht aus, die infrastrukturellen Defizite in der Freizeit auszugleichen. Die oft bescheidene Qualität des Feierabendverhaltens wirkt wiederum auf die Erwartungen an das lange Wochenende und an den Jahresurlaub ein.

Wo begegnet Kirche dem Menschen am Feierabend? In der werktäglichen Abendmesse? In einer Bildungsveranstaltung? In Angeboten der unterschiedlichen Vereine? In der verantwortlichen Mitarbeit in einer Pfarrei (die Räte)? Im Abendprogramm des Fernsehens? Leider läßt sich zu dieser Frage in den Umfragen nichts finden.

Das lange *Wochenende*, das bei Singles von Freitagabend bis Montagmorgen dauert, führt zu einem Exodus aus den Städten. In den Großstädten verlassen im Durchschnitt 35 Prozent der Einwohner ihre Stadt, an einem schönen Wochenende bis zu 70 Prozent. Jene, die daheim bleiben, tun es meist nicht freiwillig. Sie haben Kleinkinder, sind alt oder krank, haben kein Geld oder müssen Reparaturen im Haus vornehmen.

Saisonelle Schwankungen werden an der Anzahl der Ausflugsfahrten am Wochenende greifbar. Bereits 1973 machten im Januar 21,4 Prozent, im Juni 52,6 Prozent Ausflüge in die Umgebung. Ähnliche Ergebnisse brachten 1980 die differenzierten Untersuchungen des BAT-Freizeitinstituts: Besuche machten 42 Prozent, Spazierfahrten 37 Prozent, 38 Prozent „gingen einfach aus“. Wandern und Sport spielten eine ebenso große Rolle. In diesem Kontext nennen vier Prozent auch den Kirchgang als eine Betätigung am langen Wochenende. Zu diesen Ausflügen allgemeinsten Art kommt das Phänomen der Zweitwohnung hinzu, die am Wochenende aufgesucht wird. In die gleiche Richtung tendieren, durch Auto, Bus und Bahn ermöglicht, die Ski- und Badeausflüge. Man fährt heute zu einem Erholungsvergnügen an Piste oder Strand bis zu 100 Kilometer.

Eine letzte Neuheit für das lange Wochenende sind die Verwandtenbesuche. Sie sind in dem Moment angewachsen, in dem einerseits die Großfamilie nicht mehr in der Nachbarschaft wohnte, sondern eben als „disperse, mobile Großfamilie“ (Elisabeth Pfeil) existierte, und andererseits auch die Toleranz angestiegen war, da niemand mehr gemieden wurde, weil er anderer Konfession ist, weil er/sie ein uneheliches Kind hat oder einen nicht ganz standesgemäßen Beruf ausübt. „Die kleinen

Verwandten“ (Ludwig Thoma) sind inzwischen jeder anderen Schicht ebenbürtig. Diese Großzügigkeit fördert die Besuche an Familienfesten (vom Geburtstag bis zur religiösen Feier) und führt ebenso zum Austausch von Kindern zwischen den Familien in den Ferien.

Im Wochenendprogramm des modernen Menschen spielt die Kirche insoweit eine Rolle, als sie sich als kulturelles Ereignis anbietet (Rokokokirche oder Orgelkonzert), als sie Sakramente feiert (von der Taufe über die Erstkommunion bis zur Ehe), als sie traditionelles Brauchtum mitträgt (von Marienwallfahrten bis zum Leonhardi-Ritt), als sie den Gottesdienst am extremen Ort (Bergmesse) oder zur extremen Zeit (Mitternachtsmesse) feiert. In dieser breiten Palette von Angeboten ist beim mobilen Menschen auch der Gottesdienst fern der Heimatgemeinde integriert. Schilder an den Ortseingängen und Gästebriefe laden dazu ein. Auf jeden Fall ist das lange Wochenende ein zentraler Zeitraum der Lebenserfüllung, auch als Raum der Einübung des intensiven und extensiven Jahresurlaubs.

Der *Jahresurlaub* ist inzwischen, zumindest in den Ländern Mitteleuropas, zu einem festen Bestandteil des modernen Lebens geworden. Weithin zählt zu ihm auch eine Reise. Wenn im Jahr 1979 57 Prozent der Westdeutschen (26,5 Millionen) eine Urlaubsreise machten, so sind es laut Reiseanalyse 1990 bereits in den alten Bundesländern 78,9 Prozent und in den neuen Bundesländern 21,3 Prozent. Der Trend geht inzwischen auf zwei oder drei Reisen pro Jahr. Dabei nehmen vor allem die Reise ins Ausland, die Flugreise und die Kurzurlaubsreise zu. Die Reisedauer erstreckt sich in den alten Bundesländern auf 16,7 Tage, in den neuen Bundesländern auf 12,5 Tage. Und für das Jahr 1992 gilt: Deutschland ist der Deutschen liebstes Urlaubsland.

Der Tourismus, der „weiße Markt“, setzt weltweit viele Milliarden um. Doch diese Zahlen können nicht verbergen, daß es Menschengruppen gibt, die an diesem Boom nicht teilnehmen können: kinderreiche Familien, Rentner mit kleinen Renten, Behinderte und alleinstehende Frauen. Die Senioren stellen allerdings inzwischen eine besondere Zielgruppe der Tourismusbranche dar: die „rüstigen Senioren“. Die Bewertung der Urlaubsreise in der Jahresplanung des einzelnen läßt sich daraus entnehmen, daß bei steigenden Unkosten nicht gänzlich auf die Urlaubsreise verzichtet wird, sondern daß man eher die Nebenkosten senkt oder die Dauer der Urlaubstage kürzt.

Die mehr philosophische Frage, was denn Ursache dieser Sehnsucht in die Ferne sei, hat bereits vier vatikanische Kongresse zum Tourismus und zur Tourismus-seelsorge beschäftigt. Inzwischen hat man die These von der Flucht des Menschen aus den Städten und vor den Aufgaben überwunden. Man kann im Reiseverhalten jenen Menschen erkennen, der zum Weltbürger geworden ist und überall seine Lebensfreude in kreativer Freiheit zu finden hofft, wo immer sich eine Oase der Erholung anbietet oder ein Wunder der Natur, der Kunst oder der Technik zu sehen ist. Nur ein affirmativer Zugang zur Lebenspraxis des modernen Menschen

wird auf die Dauer auch zu einer neuen Begegnung mit den Menschen führen können.

Erfüllte Freizeit ist nichts anderes als dicht und freudvoll erlebte Freiheit. Wie sehr die Kirche dennoch ringt, mit diesem Phänomen des Tourismus fertig zu werden, bewies wieder der 4. Weltkongreß über die Touristenseelsorge (Rom Herbst 1989). Sein Thema hieß: „Tourismus: Zeit zum Leben – Zeit zum Erleben“³. Trotz dieses positiven Mottos war man immer wieder mit einer rigoristischen Abwertung des Tourismus konfrontiert, demgegenüber man schnell defensive sittliche Bastionen bezog. Im Gegensatz dazu könnte gerade eine Theologie der Freizeit drei unterschiedliche Gottesbilder ins Gespräch bringen, die zugleich auch neue Menschenbilder entdecken ließen: der Gott des Sabbats und der Mensch der Ruhe; der Gott des Osterereignisses und der befreite Mensch; der Gott der „Neuen Stadt“ und die Hoffnung. Damit sind zumindest jene theologischen Dimensionen genannt, in die das Freizeit- und Urlaubsphänomen einzubringen wäre.

Bei der Betrachtung des modernen Menschen darf man sich nicht so auf die Freizeit fixieren, daß das „restliche“ Leben aus dem Blick zu geraten droht; denn die Mobilität prägt bereits die *Berufs- und Arbeitswelt*. Aufgrund des neuen „Familienatlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland“⁴ ist bekannt geworden, daß 1986 auf dem Gebiet der alten Bundesländer 2,4 Millionen Zuzüge und 2,2 Millionen Fortzüge über die Kreisgrenzen hinaus vollzogen wurden. Gerade die 18- bis 24jährigen verlassen die ländlichen Kreise und besiedeln die Universitätsstädte und Dienstleistungszentren. An der Spitze liegt hierbei die Stadt München. Über die Mobilität der Altersgruppe der 30- bis 49jährigen für das gleiche Jahr heißt es: „In der Altersgruppe der 30- bis 49jährigen zeigen Personen mit Kindern eine hohe Mobilität, obwohl Familien im allgemeinen ausgesprochen sesshaft sind. Die Netzwerke gegenseitiger Hilfeleistungen erhöhen die Ortsverbundenheit von Familien, so daß nur ein gutes Drittel öfters als einmal umzieht, meist innerörtlich.“ Dabei ist eine Wanderungsbewegung aus der Stadt in das Umland zu bemerken. Die höchsten Wanderungsbewegungen zeichnen sich in Süddeutschland ab, nämlich in den Kreisen Regen, Bayreuth, Roth, Rosenheim und Pfaffenhofen (Ilm).

Ferner bringt der Berufswechsel für ganze Familien die Wanderung von Nord nach Süddeutschland oder gar von Stuttgart an die Arbeitsstelle an den Staudämmen im Vorderen Orient mit sich. Die Fortbildungszwänge und die Karrierewünsche vieler führen zur wochenlangen Abwesenheit von den Heimatorten und zu langen Reisen ins Ausland. Nur bei solchen Anstrengungen läßt sich offensichtlich eine moderne Wirtschaft aufrechterhalten. Unbedeutend scheint auch jene Mobilität nicht zu sein, die Tag für Tag von vielen Millionen Menschen auf ihrem Arbeitsweg, mit dem eigenen Auto oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln, geleistet wird: vom Rand der Stadt in die City, vom Dorf in die Kreisstadt, von dieser Stadt in jene. Man vergleiche nur den täglichen Berufsverkehr zwischen München und Augsburg. Man darf vermuten, daß diese berufliche Mobilität in Zeiten eines

belasteten Arbeitsmarkts noch zunehmen und zusätzlich mit dem Wachsen des europäischen Marktes an Ausdehnung steigen wird.

Wenn eine Summe gezogen werden soll, kann nur die Aussage auf dem 4. Kongreß der Tourismusseelsorge zitiert werden: „Durch die industrielle Revolution – beginnend im letzten Jahrhundert – hat sich vielen Menschen ein neuer Lebensraum eröffnet, der zur Arbeitszeit hinzutritt und sie an Ausdehnung und Wertschätzung in vielen Ländern bereits übertrifft. Die Freizeit ist eine Frucht des technischen Zeitalters... Falls nun die Kirche sich nur nach der traditionellen, eher asketischen Überzeugung in Verkündigung und pastoraler Praxis richtet, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei, wird sie dem modernen Menschen nicht gerecht, wird sie vor allem die Jugend aus dem Blick verlieren. Die Freizeit zählt auch zu den Zeichen der Zeit. Diese Zeichen der Zeit sollen nach der Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils wahrgenommen und im Lichte des Evangeliums gedeutet werden.“⁵

Die Kirche in der mobilen Gesellschaft

Die *Sozialgeschichte* der deutschen Kirche bringt an den Tag, daß ihre Grundstrukturen in Zeiten entstanden, in denen sich die Städte entwickelten, der Bischof und der Adel von großem Einfluß waren und die Kirchengemeinden sich als Zentren von (neu kultivierten) Gebieten darstellten. Die vorher bestehende ethnisch und grundherrlich konstituierte Personalpfarrei entwickelte sich zur Territorialpfarrei. Die Abgaben des Zehnten und der Pfarrbann banden den Gläubigen an seine Pfarrei. Er war dort zu Taufe und Beerdigung verpflichtet, später auch zum Hören der Predigt, zum Empfang des Bußsakraments und der Krankensalbung. Gerade dadurch wurde die Identität zwischen genossenschaftlichem und kirchlichem Leben gefördert⁶. Der Bürger war zugleich Christ. Die politische Gemeinde wurde deckungsgleich mit der kirchlichen Gemeinde. Über Jahrhunderte hinweg übernahm sie den Matrikeldienst (nach dem Konzil von Trient), die Sozialfürsorge (vgl. die Hl.-Geist-Spitäler) und den Totenkult (die Verwaltung des Friedhofs). In der Ausgliederung dieser Dienste aus dem kirchlichen Bereich im 19. Jahrhundert läßt sich eine erste Phase der Säkularisierung ablesen. Die Territorialgemeinde wird von ihren politischen Aufgaben den Einwohnern gegenüber – je nach Bewertung des Vorgangs – beraubt oder befreit.

Heute befinden wir uns in einer zweiten Phase der Säkularisierung; denn der Einwohner, Städter, Bürger definiert sein Selbstverständnis nicht mehr total vom Wohnort her, sondern findet zur partiellen Identifikation mit einer Gemeinde und entdeckt die Möglichkeit, sozusagen sukzessiv an verschiedenen Orten (während eines Jahres) zu Hause zu sein. Dabei mag nicht zuerst die zeitliche Dauer über die Identifikation mit einem Wohnort entscheiden, sondern eher die emotionale Bin-

dung an einen Ort, an eine Umwelt und Mitwelt: Nachbarschaft sozusagen auf Zeit.

Die Frage, welche Auswirkungen die gesellschaftliche Mobilität auf die Struktur der Territorialgemeinde habe, wurde im „Handbuch der Pastoraltheologie“ (1964–1974) zumindest insoweit geahnt, als der Territorialgemeinde eine funktionale Gemeinde, eine Personalgemeinde, gegenübergestellt wurde und indem als Kontrapunkt von der kategorialen Seelsorge die Rede war. Damals sprach Karl Rahner in diesem Problemfeld von „taktischen Strukturen“⁷, hob Norbert Greinacher die sozialgeschichtliche Bedingtheit der Strukturen heraus⁸ und kam Helmut Erharder zum Schluß, daß demnach die Territorialgemeinde „der grundlegenden Tatsache“ entspreche, „daß jeder, auch der mobilste Mensch, irgendwo zuständig ist oder sich wenigstens überwiegend aufhält“.⁹ Dennoch räumte er anderen speziellen Diensten, Gemeinschaften und Kirchen Bedeutung ein, anerkannte die kategoriale Seelsorge als unersetzbar und forderte die Kooperation zwischen der Territorialgemeinde und den anderen seelsorglichen Strukturen. Wenn das auch keine endgültigen Lösungen waren, hatte man doch die heutige Problemstellung vorausgeahnt.

Inzwischen zerfällt das katholische Milieu und der freigesetzte Christ, freigesetzt durch Individualisierung und Pluralisierung, kehrt wieder mehr zum Personalprinzip zurück. Er wählt sich heute seinen Pfarrer aus und läßt sich ihn nicht mehr territorial vorsetzen. Deshalb kann man heute trotz CIC Can. 518 nur von einer neuen großen Spannung zwischen dem Personalprinzip und dem Territorialprinzip in der Kirche sprechen. Letzteres hat sich verflüssigt.

Die Meinung H. Erharders, daß der moderne Mensch „irgendwo zuständig ist oder sich wenigstens irgendwo überwiegend aufhält“, ist heute insoweit unzutreffend, als die subjektive Bewertung des Aufenthalts über den Wert des Orts entscheidet. Der positiv erfahrene Aufenthalt am Ferienort, am Urlaubsort, auf dem Campingplatz stiftet stärkere Bindungen als die lange Zeit in der Stadt. Es entstehen familiäre Gewohnheiten, es kommt zu Nachbarschaften und Freundschaften. Diese fördern hinwiederum die Einwurzelung am Urlaubsort.

Offensichtlich wird eine multilokale Lebensweise möglich, auf die sich die Kirche einstellen müßte; denn jeder Mensch, dem seine politische Ortsgemeinde fremd wird, entfremdet sich auch seiner Kirchengemeinde. Da die Kirche die politischen Aufgaben nicht mehr zurückgewinnen kann (und soll), wird sie überlegen müssen, wie sie wiederum in einen besseren Kontakt mit ihren Gliedern kommen kann. Das Personalprinzip gewinnt neu an Bedeutung. Die Grundfrage lautet also: Wie können wieder emotionale Bindungen zwischen der Territorialgemeinde und dem modernen Menschen eingegangen werden, die auch zu einer vertieften Bindung an die Kirche führen?

1. Bei den Diensten, die heute noch weithin von der Kirche gefordert werden, handelt es sich um den Dienst der Sinnstiftung bei Geburt, Ehe, Tod. Wie lassen

sich diese Dienste so entfalten, daß einem mobilen Menschen zumindest ein emotionales Zuhause, ein Sinnbezugspunkt, bewußt wird? Wie personal engagiert werden die Sakramente und die Sakramentalien an den Lebenswenden als christliche Deutungsversuche gefeiert?

2. Bei einer radikalen Minderheit besteht die Bereitschaft, sich auch in ihren Kirchengemeinden zu engagieren, sie mitzuverantworten und mitzugestalten. Solche Bereitschaft wird dort herausgefordert, wo Solidarität gefördert, Kooperation ermöglicht, ein gemeinsames kirchliches wie auch gesellschaftspolitisches Ziel angestrebt wird. Wie kooperativ sind die Territorialgemeinden, im Personal und in den Strukturen?

3. Zudem entscheidet das Image einer Territorialgemeinde darüber, ob alle Kontakte aufgrund der Mobilität abreißen. Ist die Gemeinde offen, dialogbereit, kontaktfähig, flexibel – oder stellt sie noch jene totale Trutzburg nach innen und nach außen dar, in der nur eine totale Identifikation möglich ist? Diese Überlegungen wollen nur aufweisen, daß die Entfremdung durch Mobilität auch andere Gründe haben kann als die genannten Folgen einer grenzenlosen Freiheit, nämlich die Abkehr aus Enttäuschung und Frust.

Die Grundfrage der Seelsorge nämlich ist die nach der Bindungsfähigkeit und dem Bindungswillen eines Menschen, der mehr als früher unterwegs ist und nicht bereit ist, sich zur totalen Bindung nötigen zu lassen. Welche Formen der Mitarbeit werden dadurch angeraten? Ist einer, der nur in der Winterszeit mitarbeitet, weil er im Sommer jedes Wochenende auf seinem Campingplatz lebt, deshalb ein schlechterer Christ? Wie steht es mit der Bevorzugung des Pfarrers am Ferienort, einfach deshalb, weil mit ihm leichter Kontakt zu finden ist? Sind dies nur Detailfragen oder zeigt sich in ihnen das allgemeine Prinzip: Gemeinde muß Freiheit und Freiraum geben?

Die sozialgeschichtlichen Reflexionen brachten zwei Phasen der Entwicklung zum Vorschein: zuerst die Phase der Entpolitisierung. Die Gemeinde verliert hiermit die Dimension einer politisch bedeutsamen Öffentlichkeit. Durch die Trennung von Kirche und Staat ist dieser Prozeß abgeschlossen, und das gegenseitige Verhältnis wird durch Konkordate geregelt.

Die zweite Phase wäre als Entemotionalisierung zu bezeichnen: Der Kirche geht verloren, was Bindung und Geborgenheit bietet, abstrakt gesagt: was Sinn ausmacht. Zudem wird sie zu einer Sinnagentur unter vielen im Großmarkt der Meinungen und Ideologien. Endlich werden mit dem Verlust eines katholischen Milieus alle nötigen Angebote dadurch in Frage gestellt, daß die Gläubigen sich ihre Pfarrei auswählen. Jener Geistliche und jene Gemeinde werden ausgesucht, die dem eigenen religiösen Profil entsprechen. Dadurch setzt sich eine Personalisierung des Gemeindebezugs durch, die auch durch die moderne Individualisierung mitgetragen wird. Diese besagt: Herauslösung aus vorgegebenen sozialen Strukturen, Befreiung aus Zwängen und Institutionen. Was in dieser Hinsicht in

vielen Gemeinden bereits gelaufen ist, wird erneut durch die Mobilität des modernen Menschen in Bewegung gesetzt. Jeder kann sich seine Ortskirche wählen, je nach Aufenthalt und Wohnsitz – und kann dort sozusagen seelisch vor Anker gehen. Die Möglichkeit, gerade auch in ausländischen Gemeinden am kirchlichen Leben teilzunehmen, erhöht zugleich die Erwartungen an die eigene Territorialgemeinde. Die Mobilität verstärkt also nur eine Entwicklung, die sich angesichts eines mündigen Laien in der Kirche bereits seit Jahren gezeigt hat.

Die freie Wahl der kirchlichen Gemeinde – jenseits des katholischen Milieus¹⁰ – wird von jedem Laien als amtlich gebilligt vorausgesetzt. Auf die Territorialgemeinde wird er nur dort zukommen, wo rechtliche Fragen zu regeln sind, wo ein Taufschein erforderlich ist, wo ein Brautexamen abzulegen und eine Beerdigung zu erbitten ist. Aber auch in diese Vollzüge bricht die Individualisierung dort ein, wo der Bittsteller gleichsam seinen Priester für die Funktionen „in seiner Tasche mitbringt“. Damit geht es wirklich nur um die Erfüllung kirchenrechtlicher Bedingungen, um einen seelsorglichen Dienst zu erhalten. Die Fragen, die sich hier anschließen, sind diese beiden: Kann sich eine Territorialgemeinde damit abfinden, nur das kirchliche Notariat zu sein? Oder wird diese Gemeinde sich mit allen Mitteln anstrengen, durch gezielte Angebote etwas von der früher ganzmenschlich bedeutsamen Sinnagentur zurückzugewinnen?

Nimmt man in dieser Situation nun die Gemeinde selbst in den Blick¹¹, lassen sich bekannte Überlegungen und Modelle anführen.

Wie kann die *Entsendegemeinde* den Gläubigen auf Begegnung hinführen, so daß er anderswo auch einen Kontakt zur Kirche findet, im Inland wie im Ausland? Das Problem einer persönlichen Motivation zur christlich-kirchlichen Lebenspraxis steht zur Debatte. Lassen sich Gemeinsamkeiten und Rechte herausstellen, die jede örtliche Situation übergreifen? Oder ist jeder christliche Vollzug so an einen Geistlichen und eine Gemeindepraxis gebunden, daß jedes Leben anderswo ein Leben in der Fremde ist? Gibt es so etwas wie eine christliche Neugier, auch einmal mitzuerleben, wie andere Gemeinden und ausländische Kirchen ihren Glauben feiern?

Entsprechend dieser personalen Disposition müßte natürlich die *Empfangsgemeinde* darauf vorbereitet sein, solche Besucher bei sich zu entdecken, sie anzusprechen, sie einzuladen, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Christliche Gastfreundschaft ist vonnöten, die bekannterweise für die Urgemeinde konstitutionell war. Wichtig wäre in diesem Kontext der Hinweis, daß diese „Tourismuspastoral“ sich keinesfalls auf die liturgischen Funktionen (Gottesdienst) beschränken dürfte, sondern sich ebenso den anderen Grundfunktionen einer Gemeinde verpflichtet fühlen müßte: dem Zeugnis und der Diakonie. Mag ersteres als Gespräch und Begegnung Gestalt gewinnen, so wird die Diakonie in Beratung, Hilfe, Beistand konkret. Natürlich stellen sich hier Probleme: Ob die Gemeinde auch in der Urlaubszeit für Fremde „offen“ ist oder ob gerade dann der Kindergarten, das Pfarrbüro,

die Pfarrbücherei, das Pfarrheim geschlossen sind – mit dem Hinweis: „Auch wir machen Ferien“. Das wäre genau das Schild, das einem Betrieb in der Arbeitsgesellschaft entspräche. Der „Betrieb“ der Kirche aber läuft weithin in der Freizeitgesellschaft.

Unmittelbar schließt sich an, was die Entsende- und die Empfangsgemeinde an *sozialen Diensten* zu verrichten hätten. Die Randsiedler in der modernen Gesellschaft kommen in den Blick. Gibt es so etwas wie Stadtranderholung? Gibt es Seniorenausflüge? Gibt es Angebote in den Kindergärten? Gibt es das offene Pfarrheim am Vormittag (mit Tageszeitungen) für die Senioren? Was ist von Kinderferien, von Zeltlagern für Jugendliche zu halten? Damit wird natürlich die Arbeitsstruktur der zeitlichen Ordnungen in den üblichen Gemeinden zerrissen. Aber auch hier gilt: Die Kirche steht in der Freizeitgesellschaft; sie ist vom Zeitraum ihrer Tätigkeiten her (einige Vollzüge wie der Religionsunterricht in der Schule ausgenommen) eine Freizeitinstitution. Daß sich hiermit viele Probleme für die Mitarbeiter melden, liegt auf der Hand. Aber: Wie geht es den Animatoren in einem Freizeitclub? Der Vergleich mag schockieren. Aber ist er gänzlich falsch?

Mit diesen Überlegungen ist hoffentlich deutlich geworden: Die Kirche in der mobilen Gesellschaft müßte ihre Grundfunktionen noch einmal auf den neuen Lebensraum Freizeit in Mobilität hin durchbuchstabieren. Tut sie dies nicht, hat sie die Zeichen der Zeit nicht verstanden.

Konsequenzen für die Seelsorge

Welches *Bild des Menschen* von heute wird in der durchschnittlichen Pastoraltheologie unterstellt? Ist es immer noch der Arbeiter und der Berufstätige? Oder hat man sich angesichts von Freizeit, Tourismus, Mobilität bereits ein anderes Bild vom Menschen gemacht? Etwas bunter, vager, lebendiger? Wie kann Freizeit zu einem kirchlichen Wort werden? Was enthält dieser neue und sich gewiß weltweit ausbreitende Lebensraum an Herausforderungen für die Kirche? Für eine weltweite Kirche?¹²

Als Antwort ist an vier fundamentale Aussagen zu erinnern. Es muß immer gehen: um eine affirmative Einstellung zu dieser neuen Lebenswelt, um einen integrativen Ansatz – im Hinblick auf den einen Menschen wie im Hinblick auf die drei Grundfunktionen einer christlichen Gemeinde –, um eine ökumenische Aufgabe, denn diese Probleme werden sich nur in der Zusammenarbeit der Kirchen bewältigen lassen, und um eine ethische Aufgabe. Die Freizeitmoral steht nicht am Anfang dieser Reflexionen. Ethos der Freizeit und des Tourismus folgt erst später. Es wäre in und aus der unteilbaren Spiritualität eines Christen zu begründen. Es leuchtet unmittelbar ein, daß diese Spiritualität vor den „Bereisten“, vor den Armen fremder Länder, vor den Sitten und Religionen anderer Kulturen, vor der

Umwelt als der Schöpfung Gottes zu verantworten ist. Jene Probleme könnten darin aufgegriffen werden, die als Drogensucht, Nudismus, Sextourismus, Mädchenhandel, als sogenannter alternativer Tourismus ausländische Gemeinden und Missionsstationen erschrecken und bedrängen.

Durchschnittlich wird in den *Kirchenordnungen* der Gemeinden kaum etwas geändert, wenn Ferien anbrechen. Während in einer Stadtgemeinde noch vier Gottesdienste mit wenigen Gläubigen gefeiert werden, sammeln sich in Urlaubsorten (auf Inseln, an Küsten, in Berggegenden, in Skigebieten, an Seen) viele Tausende. Was kann – über das hinaus, was das Katholische Auslandssekretariat in Bonn bereits tut – noch getan werden? Es ginge um eine weitschauende Kooperation.

Wie arbeiten die deutschen Diözesen mit dem *europäischen Ausland* zusammen? Welche Kontakte wurden etwa mit katholischen Auslandsgemeinden wie mit Missionsstationen geknüpft? Diese sachlichen Forderungen bringen finanzielle Probleme mit sich. Gibt es einen europäischen touristischen Finanzausgleich? Bislang dachte man nur in Richtung Süden Europas, vielleicht noch an die Diasporakirchen Nordeuropas. Im Osten Europas wird eine neue Dimension der Hilfe dazukommen.

ANMERKUNGEN

¹ P. M. Zulehner, *Pastoraltheologie*, 4 Bde. (Düsseldorf 1989–1990); *Katechismus d. kath. Kirche* (München 1993); *Schöpferische Freizeit* (Wien 1974); R. Bleistein, *Pastorale Aufgaben im Freizeitbereich*, ebd. 82–107.

² Die Daten sind entnommen: *Datenreport 1992*, hrsg. v. Stat. Bundesamt (Bonn 1992); ADAC, *Freizeit 2000* (München 1980); B. A. T. Freizeitforschungsinstitut: H. W. Opaschowski, *Probleme im Umgang mit d. Freizeit* (Hamburg 1980) Bd. 1; Studienkreis für Tourismus/Starnberg, *Reiseanalyse 1990*.

³ *Pastoralinformation* (PI) XXIV. Tourismus (Bonn 1991).

⁴ H. Bertram, H. Bayer, R. Bauerreiß, *Familienatlas: Lebenslagen und Regionen in Dt.* (Opladen 1993).

⁵ PI XXIV, 39.

⁶ E. Gatz, *Entw. u. Bedeutung d. Pfarrei bis zur Reformation*, in: *Die Bistümer u. ihre Pfarreien*, hrsg. v. dems. (Freiburg 1991) 32, 37.

⁷ K. Rahner, *Taktische Strukturen d. Seelsorge*, in: HdPTh I, 168 f.

⁸ N. Greinacher, *Soziol. Aspekte d. Selbstvollzugs von Kirche*, ebd. 426.

⁹ HdPTh V (Lexikon) 567.

¹⁰ K. Gabriel, *Christentum zwischen Tradition u. Postmoderne* (Freiburg 1992).

¹¹ PI XV, *Bildung zum Tourismus* (Symposion Rom 1975; Bonn 1977) PI XVI, *Seelsorge u. Tourismus* (Kongr. 1979; Bonn 1980); PI XXI, *Rekreation – Kultur – Kult* (Kongr. 1984; Bonn 1985).

¹² Zum ganzen Problemkreis: R. Bleistein, *Tourismuspastoral* (Würzburg 1973); ders., *Freizeit wofür? Christl. Antwort auf d. Herausforderung d. Zeit* (Würzburg 1987); ders., *Menschen unterwegs. Das Angebot der Kirche in Freizeit u. Tourismus* (Frankfurt 1988).